

Literaturtheorie als Theorie der Gesellschaft?

Die kulturwissenschaftliche Öffnung der Geisteswissenschaften seit den 1980er-Jahren hat den Gegenstandsbereich und das Methodenspektrum der Literaturwissenschaft in vielfältiger Weise erweitert. Unter dem Paradigma der ‚Kultur‘ konnte die Literaturwissenschaft neue Zuständigkeit und Relevanzen für sich behaupten, insofern als auch außerliterarische Gegenstände in ihren analytischen Blick kamen, musste sich aber auch gegen Vorwürfe verteidigen, sie gebe im interdisziplinären Trend des kulturwissenschaftlichen Denkens ihre philologischen Kernkompetenzen preis. Die seit dem Vormärz bis in die 68er-Zeit immer wieder in Konjunkturen auftauchende Frage nach der politischen und der gesellschaftlichen Funktion der Literatur lief im Zeichen des ‚cultural turn‘ gewissermaßen ins Leere. Indessen hat sich seit den 1960er-Jahren auch die Halbwertszeit der ‚turns‘¹ beobachtbar verringert, ohne dass man sagen könnte, dass ein turn den auf ihn folgenden ablöse. Vielmehr verhält es sich so, dass die turns einander wechselseitig im Blick behalten und dass sie teilweise auch auf gemeinsame Grundlagen rekurrieren. So kann man durchaus den ‚linguistic turn‘, die sprachwissenschaftliche Wende, die sich in der geisteswissenschaftlichen Welt seit den 1960er-Jahren Bahn brach, als ‚master turn‘ und unabdingbare theoretische Prämisse der späteren turns ansehen. Wie auch immer, turns haben es an sich, dass sie den Mitgliedern der akademischen Gemeinschaft immer wieder ‚Neuorientierungen‘ verheißen und als erstrebenswert erscheinen lassen. Ein ‚social turn‘ wurde bislang noch nicht ausgerufen. Nachdem sich in den zurückliegenden Jahren in der Literaturwissenschaft im Gewand ‚des Politischen‘ ein neues politisches Interesse gegen den Hintergrund der von manchen Intellektuellen als zu unverbindlich und spielerisch empfundenen Kulturwissenschaften abzeichnete,² ist es in der Tat an der Zeit, nach einer Neubestimmung des Verhältnisses von

¹ Doris Bachmann-Medick geht von einem dezidiert kulturwissenschaftlichen Standpunkt aus, wenn sie unter ‚cultural turns‘ den ‚interpretive turn‘, den ‚performative turn‘, den ‚reflexive turn/literary turn‘, den ‚postcolonial turn‘, den ‚translational turn‘, den ‚spatial turn‘ und den ‚iconic turn‘ fasst; vgl. Doris Bachmann-Medick, *Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek b. Hamburg 2007. Aus literaturwissenschaftlicher Sicht würde man ausgehend vom ‚linguistic turn‘ einen ‚medial turn‘, einen ‚visual‘ oder ‚iconic turn‘, eben den ‚cultural turn‘, den ‚spatial‘ oder ‚topographical turn‘ und gegenwärtig einen ‚narrative‘, einen ‚cognitive‘ sowie einen ‚digital turn‘ anführen.

² Vgl. etwa Uwe Hebekus, Ethel Matala de Mazza, Albrecht Koschorke (Hgg.), *Das Politische. Figurenlehre des sozialen Körpers nach der Romantik*; München: Fink 2003; Uwe Hebekus, Jan Völker, *Neue Philosophien des*

Literatur(wissenschaft) und Gesellschaft zu fragen. Die Einsichten des ‚linguistic‘, des ‚medial‘ und freilich auch und gerade des ‚cultural turn‘ sind für eine neue Thematisierung des Sozialen in der Literaturwissenschaft in jedem Fall unhintergebar und konstitutiv nutzbar zu machen.³

Um Literatur und Gesellschaft in ihren Grundbedingungen aufeinander beziehen zu können, bedarf es eines reflektierten theoretischen Zugriffs. Literatur ist eine wachsame und kritische Beobachterin gesellschaftlicher Verhältnisse und eine sensible Seismographin sozialer Spannungsfelder und Veränderungsprozesse. Zu beschreiben, mit welchen Mitteln sie diese Funktion wahrnimmt, ist die Aufgabe der Literaturtheorie. Literaturtheorie setzt sich mit der Art und Weise auseinander wie Literatur auf die außerliterarische Wirklichkeit und damit auch und insbesondere auf die Gesellschaft Bezug nimmt und wie ihre spezifisch sprachlich-ästhetische Verfasstheit dazu beiträgt Weltwissen und Wirklichkeitserkenntnis zu schaffen und zu kommunizieren. Die Frage nach dem Verhältnis von Literatur und Wirklichkeit hat in unterschiedlichen Spielarten die Literaturtheorie immer wieder beschäftigt. Bereits der *μίμησις*-Begriff der Aristotelischen *Poetik*⁴, die nicht ohne Grund zu einem kanonischen Basistext in der literaturwissenschaftlichen Lehre geworden ist, konzeptualisiert die Problematik des Wirklichkeitsbezugs in grundlegender Weise. Ob der Begriff nun tatsächlich mit ‚Nachahmung‘ zu übersetzen ist, wie es in der poetologischen Tradition der Fall gewesen ist, oder ob der Akzent nicht doch stärker auf dem Moment der ‚Darstellung‘, wie Erich Auerbach übersetzt hat,⁵ liegt, ist ein Streitpunkt, der das Spannungsfeld literaturtheoretischen Rasonnements eröffnet. ‚Nachahmung‘ impliziert eine Vorgängigkeit der Wirklichkeit, die in der Literatur nachgebildet oder abgebildet wird. ‚Darstellung‘ legt den Akzent hingegen auf die Gestaltung von Wirklichkeit. Christoph Wulf weist darauf hin, dass der Begriff von gr. *μῦθος* (‚Trugbild‘, eine dramatische Dichtung in Prosa, die menschliche Sitten und

Politischen zur Einführung, Hamburg: Junius, 2012; Thomas Ernst, *Literatur und Subversion. Politisches Schreiben in der Gegenwart*, Bielefeld: transcript, 2014.

³ Diese Überlegungen waren der Anlass für die Gründung der Graduate School *Practices of Literature* (<http://www.uni-muenster.de/Practices-of-Literature/>) im Jahr 2008, deren zentrale Säule nach dem Verhältnis von ‚Literatur und Gesellschaft‘ fragt und die den ‚Praxis‘-Begriff in ihrem Titel ernst nimmt, insofern als die ‚Praxis der Literatur‘ nicht nur (dies aber in jedem Fall auch!) literarische Verfahrensweisen meint, sondern auch und gerade ‚Praxisformen‘ der Literatur in der Gesellschaft. Gesellschaftliche Praxis und literarische Praxis sollten enggeführt werden. Dass der Graduate School *Practices of Literature* 2012 das Promotionskolleg Literaturtheorie als *Theorie der Gesellschaft* (<http://www.uni-muenster.de/Literaturtheorie/>) eingegliedert und dafür die Hans Böckler-Stiftung ins Boot geholt werden konnte, war ein besonderer Glücksfall und erlaubt es, die Frage nach dem Verhältnis von Literatur und Gesellschaft nochmals unter dem Vorzeichen der Literatur- und der Gesellschaftstheorie zuzuspitzen. Der Kollegtitel ‚Literaturtheorie als Theorie der Gesellschaft‘ ist also Behauptung, Frage und Programm zugleich.

⁴ Vgl. Aristoteles, *Poetik*, übers. u. erl. v. Arbogast Schmitt, Darmstadt 2008, 13f.

⁵ Vgl. Erich Auerbach, *Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur*, Bern: Francke, 102001 (Erstausgabe 1946). Vgl. auch Jürgen H. Petersen, *Mimesis – Imitatio – Nachahmung. Eine Geschichte der europäischen Poetik*, München 2000, 21.

Leidenschaften darstellte, ‚Schauspieler‘) herkommt und nicht so sehr ‚Nachahmung‘ bedeutet als die Aufführung einer Posse.⁶ In diesem Verständnis wird Wirklichkeit erst im Akt, gleichsam performativ, geschaffen. In jedem Fall tut sich in beiden Versionen des Mimesis-Begriffs ein Spalt auf, eine ‚Lücke‘ (in den 1980er-Jahre hätte man von einer ‚Differenz‘ gesprochen), die darin besteht, dass der Text Text ist, Sprache also, und die Wirklichkeit – ja, was denn eigentlich? Genau hier setzte der ‚linguistic turn‘ an, indem er, etwa mit der in diesem Zusammenhang frequent zitierten Sapir-Whorf-Hypothese, die sprachliche Konstitution der Wirklichkeit oder zumindest den konstitutiven Zusammenhang von Sprache, Denken und Wirklichkeit behauptete.⁷ Ob die Wirklichkeit dem Menschen nur sprachlich gegeben ist und wie sich diese ihre Sprachlichkeit von der Sprachlichkeit des literarischen Texts unterscheidet, führt in das Zentrum dessen, was die Literaturtheorie umtreibt. Die erwähnte ‚Lücke‘ zwischen Text und Wirklichkeit und d.h. auch gesellschaftlicher Wirklichkeit, bildet, so lässt sich bewusst zuspitzend formulieren, der Stein des Anstoßes aller Literaturtheorie.

In der Debatte um das Verhältnis von Literaturtheorie und ihrer möglichen gesellschaftstheoretischen Relevanz darf es nicht darum gehen, eine ganz bestimmte Theorie zu präferieren, als Leittheorie gewissermaßen, vielmehr müssen unterschiedliche Literaturtheorien auf ihr gesellschaftstheoretisches Potenzial hin befragt werden. D.h. es geht um die Frage, ob und in welcher Weise die diversen Theorieansätze überhaupt eine Wirklichkeitsreferenz vorsehen, implizieren oder erlauben und wie diese zu denken ist. Anders formuliert ist zu fragen: Wo findet sich in den Theorien, mit denen die Literaturwissenschaft umgeht, die ‚Lücke‘ und wie ist sie theoretisch zu beschreiben? Im Hintergrund dieser Fragestellung wird die Überlegung virulent, ob sich gerade diese ‚Lücke‘ nicht letztlich als brisante ‚Brücke‘ vom literarischen Text zur gesellschaftlichen Realität erweisen könnte.

Die Problematik des Bezugs von Literatur und Gesellschaft wird dadurch erschwert, dass ganz offensichtlich der Begriff der ‚Gesellschaft‘ ebenso unbestimmt und vieldeutig ist⁸ wie derjenige der ‚Literatur‘. Wenn man sich vergegenwärtigt, dass den verschiedenen Literaturtheorien mit ihren ganz unterschiedlichen Literaturbegriffen eine Vielzahl von

⁶ Vgl. Christoph Wulf, „Mimesis“, in: Gunter Gebauer, Dietmar Kamper, Dieter Lenzen, Gert Mattenklott, Christoph Wulf, Konrad Wünsche (Hgg.), *Historische Anthropologie. Zum Problem der Humanwissenschaften heute oder Versuche einer Neubegründung*, Reinbek: Rowohlt 1989, 83-125, 89.

⁷ Vgl. Benjamin Lee Whorf, *Sprache – Denken – Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie*, Reinbek b. Hamburg, Rowohlt, ²⁵2008.

⁸ So betonte der Göttinger Soziologie Wolfgang Knöbl anlässlich eines Vortrags in der Graduate School *Practices of Literature* zum Gesellschaftsbegriff der Soziologie am 9. 11. 2009, dass es in der Soziologie keinen allgemein anerkannten Begriff der Gesellschaft gäbe.

soziologischen Theorieansätzen⁹ mit ebenfalls heterogenen Gesellschaftsbegriffen gegenübersteht, dann kann man ermesen, wie komplex und unübersichtlich das Feld des Brückenschlags zwischen Literatur und Gesellschaft bzw. Literaturtheorie und Gesellschaftstheorie ist. Man mag hier vor allem die Lücken sehen, aber reizvoller und produktiver ist es in der Tat, in den Lücken die Chancen zum Brückenbau wahrzunehmen und das kritische Augenmerk auf diese im wahrsten Sinne des Worts ‚konstruktive‘ Verbindung zu richten.

In der germanistischen Literaturwissenschaft ist natürlich zunächst an das sozialgeschichtliche Paradigma zu denken, das vor allem in der 1968er-Zeit angetreten war, einen hochkulturellen, elitären Literaturbegriff zu verabschieden, und statt dessen von der Literatur sowie von der Literaturwissenschaft ‚gesellschaftliche Relevanz‘ erwartete. Der sozialgeschichtliche Ansatz in der Literaturwissenschaft geht davon aus, dass Literatur nicht außerhalb der Gesellschaft entsteht, dass sie vielmehr gesellschaftlich bedingt ist. Das bedeutet zum einen, dass literarische Texte gesellschaftliche Verhältnisse ‚widerspiegeln‘, zum anderen geht es aber auch darum, literarische Positionen, wie die des Autors, aber auch des Lesers als von sozialen Faktoren abhängig zu betrachten. Zeugnisse dieses Ansatzes sind namhafte Literaturgeschichten, wie sie seit Beginn der 1980er Jahre zu erscheinen begannen, etwa *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, herausgegeben von Rolf Grimminger u.a., oder, unter der Herausgeberschaft von Horst Albert Glaser u.a., die Reihe *Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte*, bei Rowohlt.¹⁰ Erich Schön hat die Einschränkungen des Ansatzes, der natürlich auch nicht gänzlich eindimensional betrachtet werden darf, klar benannt. Zum einen werden in sozialgeschichtlichen Arbeiten die politisch-sozialen Bedingungen einer Zeit häufig vorab dargestellt, während der Bezug zu den Werken dem Leser bzw. der Leserin überlassen ist.¹¹ Also auch hier kann man eine ‚Lücke‘ diagnostizieren. Das zweite Problem liegt im Universalitätsanspruch des sozialgeschichtlichen Konzepts. So ist es natürlich fraglich, ob man „alle literarischen Fakten in der einen Dimension des Sozialen“¹² erklären kann, aber auch, ob sie sich tatsächlich unter das kohärenzstiftende Prinzip der *einen* Geschichte fügen, das der sozialgeschichtliche Ansatz mit der historistischen Tradition einer eher traditionellen geisteswissenschaftlichen

⁹ Vgl. dazu grundlegend und instruktiv der Band von Hans Joas und Wolfgang Knöbl, *Sozialtheorie. Zwanzig einführende Vorlesungen*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2004.

¹⁰ Vgl. *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, hg. v. Rolf Grimminger u.a., 12 Bde., München: Hanser, 1980 – 2009; *Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte*, hg. v. Horst Albert Glaser u.a., 9 Bde., Reinbek: Rowohlt, 1980 – 1991.

¹¹ Vgl. Erich Schön, „Sozialgeschichtliche Literaturwissenschaft“, in: Helmut Brackert, Jörn Stückrath (Hgg.), *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs*, Reinbek b. Hamburg ⁸2004, 606-618, 609.

¹² Schön, „Sozialgeschichtliche Literaturwissenschaft“, 610.

Geschichtsschreibung teilt. Mit den beiden genannten Problemen verbindet sich ein drittes: Mit der Hermeneutik teilt die Sozialgeschichte das primäre Interesse, Texte zu *verstehen*. Schön schreibt dazu:

Wenn der sozialhistorische Aufwand nur eben diesem Ziel dient, oder anders: wenn die dargestellten sozialhistorischen Gegebenheiten danach selektiert werden, was als geeignet erscheint zum Verstehen der Texte, dann ist im Grunde ein wirklich sozialhistorisches Interesse nur sehr begrenzt vorhanden. Selbst wenn man von den Fragen nach der Wissenschaftlichkeit und der Legitimation einer Disziplin absieht, deren Ziel sich im Verstehen literarischer Texte erschöpft, ist doch offensichtlich, daß hier die Sozialgeschichte nur Instrument, nur Hilfswissenschaft zur Verfolgung eines anderen, jedenfalls nicht sozialgeschichtlichen Interesses ist.¹³

Etwas anders aufgestellt ist die Literatursoziologie, der man ein gesellschaftliches Interesse nicht absprechen kann, insofern als sie den gesellschaftlichen Institutionencharakter der Literatur mit ihren diversen Instanzen (Autoren, Verleger, Buchhändler, Übersetzer, Leser etc.) vor dem Hintergrund sozialer Strukturverhältnisse wie Klassen oder Schichten profiliert. Eva Horn hat unterstrichen, dass es durchaus verfehlt ist, den literatursoziologischen Ansatz wie er sich in den 1960er und 1970er Jahren etablierte, methodisch auf ein simples Abbildungsverfahren zu reduzieren. Soziologische Befunde werden nicht nur thematisch verortet, sondern auch in den Formen und Strukturen der Darstellung aufgesucht.¹⁴ Zu sprechen ist in diesem Zusammenhang auch über die marxistische Literaturwissenschaft, die aufruhend auf ihrem leitenden Basis-Überbaumodell, das Verhältnis von Literatur und Gesellschaft in einen ideologischen Rahmen einrückt, der – zumindest, was die klassischen Positionen anbelangt, wie sie im ehemals kommunistischen Ostblock Staatsdoktrin waren – die Literatur in den Dienst der Ideologie bzw. der Ideologiekritik stellt.¹⁵ Bei aller Ehrenrettung der Literatursoziologie und einer ausdifferenzierten und weiterentwickelten marxistischen Literaturtheorie etwa eines Frederic Jameson konstatiert Horn dennoch, dass „Einzigartigkeit“ und „Eigensinn“ des Textes in der literatursoziologisch-marxistischen Sicht letztlich doch verloren gehen „wie die Ahnung davon, daß ‚Gesellschaft‘ und ‚Geschichte“

¹³ Schön, „Sozialgeschichtliche Literaturwissenschaft“, 610.

¹⁴ Vgl. Eva Horn, „Literatur. Gibt es Gesellschaft im Text?“, in: *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften*, hrsg. von Stephan Möbius und Andreas Reckwitz, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2008, 363-381, 363. Als positive Gegenbeispiele führt sie neben Lucien Goldmanns *Soziologie des Romans*, Neuwied: Luchterhand, 1970 das von Jürgen Link und Ursula Link-Heer verfasste *Literatursoziologische Propädeutikum*, München: Fink, 1980, an.

¹⁵ So bezeichnet die DDR-Romanistin Rita Schober die „Herausbildung sozialistischer Persönlichkeiten“ als „letztendliche Zielstellung von Literatur und Literaturwissenschaft“ (Rita Schober „Vom Sinn oder Unsinn der Literaturwissenschaft. Versuch einer Antwort auf eine vieldiskutierte Frage“, in: dies. *Vom Sinn oder Unsinn der Literaturwissenschaft*. Essays, Halle, Leipzig: Mitteldeutscher Verlag, 1988, 7-13, 13).

möglicherweise doch keine in sich geschlossenen, totalisierbaren Einheiten sind.“¹⁶ Zu Horns Befund könnte man kritisch anfügen, dass die Kriterien der ‚Einzigartigkeit‘ und des ‚Eigensinns‘ der Texte, auf die sich Literaturwissenschaftler/innen immer gerne und oft unreflektiert berufen, natürlich auch ihr Herkommen haben und keinesfalls selbstverständliche Paradigmen sind. Hinter ihnen steckt zweifellos ein gerüttelt Maß an hermeneutischer Tradition und ästhetizistischer Normativität.

Das literaturwissenschaftliche Interesse am Paradigma ‚Gesellschaft‘ geriet in den 1980er-Jahren aus der Mode. Wie bereits angedeutet, ist Literaturwissenschaft auch ein Markt, der nach Neuem verlangt: neuen Texten, neuen Ansätzen, neuen Akteuren. Und in den 1980er-Jahren war es die sog. Postmoderne, die mit einem Theorieimport, vor allem aus Frankreich und den USA, neue Parameter setzte. Mit dem französischen Philosophen und Literaturtheoretiker Jean-François Lyotard waren die großen Erzählungen, d.h. die Narrative und Narrationen der Geschichte und eben auch der Sozialgeschichte fragwürdig geworden, Sinn und Bedeutung wurden mit Jacques Derrida der Metaphysik-Kritik unterzogen und es bildete sich in der Literaturwissenschaft ein neues Interesse am ‚Text‘ heraus. Texte waren plötzlich nicht mehr dazu da, dass ihre ‚Bedeutung‘ *verstanden* werden musste, sondern man interessierte sich für die Bedeutungsprozesse selbst, die man – vom ‚linguistic turn‘ war bereits die Rede – als rückgebunden an die Zeichenhaftigkeit der Sprache erkannte. Die ‚Materialität der Zeichen‘ war ein Stichwort der Zeit.¹⁷ Jacques Derrida war es, der in seiner *Grammatologie* nicht nur Platons Ideenlehre dekonstruierte, sondern auch den de Saussure’schen Zeichenbegriff, indem er die Hierarchie zwischen Signifikant und Signifikat als logozentrisch in Frage stellte und argumentierte, dass jedes Signifikat zugleich Signifikantenstatus habe, d.h. abhängig ist von vorausgegangenen und nachfolgenden Bedeutungssetzungen, und umgekehrt. Damit gerieten Zeichengebungsprozesse ins Gleiten, jeder Anfang wurde als gesetzt erkannt und der dekonstruktiven Bewegung der *différance* überantwortet.¹⁸ Das war höchst elitäre Text- und Zeichentheorie, die in Derridas provokantem und entsprechend vielzitiertem Diktum gipfelte, demzufolge es ein Text-Äußeres nicht gebe¹⁹. Für eine realexistierende Gesellschaft war hier kein Platz; Gesellschaft

¹⁶ Horn, „Gibt es Gesellschaft im Text?“, 365.

¹⁷ Vgl. etwa die im Fink-Verlag publizierte Reihe ‚Materialität der Zeichen‘, deren erster Band *Schrift*, hg. v. Hans Ulrich Gumbrecht und Karl Ludwig Pfeiffer, 1993 erschien; vgl. auch Christoph Menke, *Die Souveränität der Kunst. Ästhetische Erfahrung nach Adorno und Derrida*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1991, 56: „Signifikanten sind signifikante Materialität.“

¹⁸ Jacques Derrida, „Die *différance*“, in: ders., *Randgänge der Philosophie*, Frankfurt a. M., Berlin, Wien: Ullstein, 1976, 6-37.

¹⁹ Jacques Derrida, *Grammatologie*, übers. v. Hans-Jörg Rheinberger und Hanns Zischler, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2004, 274.

war Teil des *texte général*, um einen Ausdruck von Julia Kristeva zu gebrauchen, und dieser *texte général* dekonstruierte sich permanent selbst. Derridas Dekonstruktion war eine überaus einflussreiche Bewegung, deren Faszinationspotenzial darin bestand, dass sie es erlaubte, literarische Texte ‚gegen den Strich‘ zu lesen, d.h. gegen die Intention des Autors, aber auch gegen eine zentrale, mit den Mitteln der Hermeneutik zu ermittelnde zentrale Bedeutung. Dieses emanzipatorische Potenzial der Dekonstruktion wirkt bis heute im Fach produktiv nach. Mindestens genauso wirkmächtig war die mehr oder weniger zeitgleich entstehende Diskursanalyse Michel Foucaults, die auf den ersten Blick gesellschaftsnäher daherkommt. Der ‚Diskurs‘, Foucaults Zentralbegriff, ist mehr als eine geregelte Sprechweise, er schließt Denk- und politische Machtstrukturen ein. Es ist bekanntlich nicht so einfach, bei Foucault selbst eine griffige Definition seines Diskursbegriffs zu finden; deswegen sei Manfred Frank zitiert, der den Foucault’schen Diskurs als „eine solche symbolische Ordnung“ bezeichnet, „die allen unter ihrer Geltung sozialisierten Subjekten das Miteinander Sprechen und Miteinander Handeln erlaubt“²⁰. Tatsächlich ist es so, dass Foucault, der zwar u.a. auch Soziologie studiert hat, seiner Diskursanalyse keinen systematisch entwickelten Gesellschaftsbegriff zugrunde legt. Die eben zitierte Definition von Manfred Frank macht aber deutlich, dass der Diskurs, um überhaupt als solcher wirksam werden zu können, sozialisierte Subjekte voraussetzt. D.h. in Foucaults Diskurstheorie ist Gesellschaft immer impliziert, aber wenig historisch und systematisch konkretisiert. Dies wird u.a. in seinem Dispositivbegriff deutlich, den Foucault in einem Interview folgendermaßen beschreibt:

Was ich unter diesem Titel festzumachen versuche ist [...] ein entschieden heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architekturelle Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebensowohl wie Ungesagtes umfaßt. Soweit die Elemente des Dispositivs. Das Dispositiv selbst ist das Netz, das zwischen diesen Elementen geknüpft werden kann.²¹

Des Weiteren ist Foucault kein Literaturwissenschaftler, auch wenn er ein paar wenige Texte zur Literatur geschrieben hat und gerade sein Aufsatz ‚Was ist ein Autor?‘²² inzwischen sogar zu den Grundlagentexten der Literaturtheorie gehört. Gesellschaftsbezüge finden sich darin so gut wie keine. Dennoch haben Literaturwissenschaftlerinnen und

²⁰ Manfred Frank, „Zum Diskursbegriff bei Foucault“, in: *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*, hg. v. Jürgen Fohrmann und Harro Müller, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1988, 25-44, 32.

²¹ Michel Foucault, *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*, Berlin: Merve, 1978, 119f.

²² Michel Foucault, „Was ist ein Autor?“, in: Fotis Jannidis u.a. (Hgg.), *Texte zur Theorie der Autorschaft*, Stuttgart: Reclam, 2000, 198-229.

Literaturwissenschaftler immer wieder den Anschluss an Foucault gesucht, auch wenn die Einzeltextanalyse, wie Friedrich Kittler in den berühmigten *Acht Modellanalysen am Beispiel von Kleists „Das Erdbeben in Chili“* hervorgehoben hat, nicht die Sache der Diskursanalyse sein kann.²³ Jürgen Link hat Foucault weitergedacht, um jene Lücke zu schließen, die sich bei Foucault zwischen Diskurs und Text, so könnte man zugespitzt formulieren, auftut, indem er den Interdiskurs erfunden und die Literatur zu diesem Interdiskurs erklärt hat. Die Literatur ist deshalb nach Link ein Interdiskurs, weil sich in ihr verschiedene Diskurse, wissenschaftliche, politische, ökonomische etc., begegnen und in Austausch- und Kommunikationsverhältnisse treten. Die Literatur re-integriert, so Link, die ausdifferenzierten Diskurse. Das klingt natürlich auch einigermaßen abstrakt, ist aber in konkreten Forschungsarbeiten durchaus produktiv umgesetzt worden.²⁴ Und Jürgen Link selbst hat seine Interdiskursanalyse über den gleichfalls von ihm begründeten Kollektivsymbolansatz konkretisiert. In einem Kollektivsymbol, wie etwa dem Boot, das in der Asyldebatte angeblich voll ist, verdichten sich gesellschaftliche Diskurse und, wahrscheinlich auch in diese eingeschlossen und sie zugleich ermöglichend, gesellschaftliche Strukturen.²⁵

Wenn man über Foucault und die Folgen spricht, darf die Genderdebatte, insbesondere in der theoretisch höchst anspruchsvollen Konzeptualisierung von Judith Butler nicht unerwähnt bleiben. Indem Butler in den 1980er- und 90er-Jahren die Wirkmächtigkeit dessen, was sie die ‚heterosexuelle Matrix‘ nennt, einer philosophischen Kritik unterwarf, adressierte sie vehement gesellschaftliche Machtstrukturen und -mechanismen. Butler kritisierte Foucault, indem sie ihm vorwarf, dass er, obwohl er die formative Wirkung der Macht auf Körper und Sexualität erkannt habe, dennoch selbst in seiner Romantisierung von Herculeine Barbin, einem französischen Hermaphroditen aus dem 19. Jahrhundert, einer gleichsam naturalisierenden Vorgängigkeit des Körpers verhaftet blieb.²⁶ Zwar habe Foucault gesehen,

²³ Vgl. Friedrich Kittler, „Diskursanalyse: Ein Erdbeben in Chili und Preußen“, in: *Positionen der Literaturwissenschaft. Acht Modellanalysen am Beispiel von Kleists „Das Erdbeben in Chili“*, hg. v. David E. Wellbery, München: Beck, 1985, 24-38, 34.

²⁴ Vgl. etwa Wolfgang Rohe, *Roman aus Diskursen. Gottfried Kellers „Der grüne Heinrich“*, München: Fink, 1993.

²⁵ Vgl. Jürgen Link, *Elementare Literatur und generative Diskursanalyse*, München: Fink, 1993; Rolf Parr, „Wie konstituieren Kollektivsymbole Narrationen des Ökonomischen? Zum Verhältnis von Diskursivität und Narrativität“, in: Wilhelm Amann, Nathalie Bloch, Georg Mein (Hg.), *Ökonomie – Narration – Kontingenz. Kulturelle Dimensionen des Markts*, München: Fink, 2014, 57–73; Rolf Parr, Matthias Thiele, *Link(s). Eine Bibliographie zu den Konzepten ‚Interdiskurs‘, ‚Kollektivsymbolik‘ und ‚Normalismus‘ sowie einigen weiteren Fluchtlinien. Jürgen Link zum 65. Geburtstag*. Heidelberg: Synchron 2010.

²⁶ Vgl. Judith Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter*, aus dem Amerikanischen von Kathrina Menke, Frankfurt a. M. 1991, 142f.

dass Macht nicht nur auf Körper einwirke, sondern diese allererst bilde,²⁷ aber sie stellt (mit Luce Irigaray) die kritische Frage:

Kann die Foucaultsche Bemühung die Vorstellungen von Diskurs und Materialität durch gegenseitige Erhellung zu erarbeiten, nicht nur das nicht erklären, was von den Ökonomien diskursiver Intelligibilität, die er beschreibt, *ausgeschlossen wird*, sondern selbst das nicht, was *ausgeschlossen werden muß*, damit diese Ökonomien als selbsterhaltende Systeme fungieren können?²⁸

Der Ausschluss eines die Intelligibilität ermöglichenden, gleichsam vorsymbolisch ‚Anderen‘ verweist darauf, dass in den Setzungen der Macht nicht nur Körper, sondern zugleich eine zweiwertige heterosexuelle Matrix hervorgebracht wird, die ihren Setzungscharakter verbirgt. Indem Butler damit die scheinbar klaren, d.h. natürlichen Positionen von Männlichkeit und Weiblichkeit in Frage stellte, zog sie den Ärger gerade von deutschen Feministinnen auf sich, denen mit Butlers Theorie ihr Referenzpunkt, die ‚andere‘, d.h. bessere, natürlichere Natur der Frau, von dem aus sich die männlichen Machtstrukturen kritisieren ließen, abhandeln zu kommen schien. Man muss an dieser Stelle nachtragen, dass gerade die zweite deutsche Frauenbewegung auch ein Produkt der 1968er-Zeit war und getragen von dem Anspruch, die Gesellschaft und die Welt zu verändern. In der Literaturwissenschaft hat dieser Impuls dazu geführt, dass man sich zum einen um *Autorinnen* kümmerte, die im Kanon der Literaturwissenschaft vergessen worden waren, und dass man die gesellschaftlichen Verhältnisse für die Verhinderung ihrer Autorschaft verantwortlich machte. Zum anderen begann man literarische Texte etwa im Hinblick auf das in ihnen zum Ausdruck kommende ‚Bild der Frau‘ zu lesen.²⁹ Darüber mag man heute lächeln, aber das waren wichtige Vorarbeiten für die Weiterentwicklung der feministischen Theoriebildung hin zu einer allgemeinen Gendertheorie. Nach einiger Zeit fiel nämlich auf, dass immer nur nach dem Bild der Frau gefragt wurde und nie nach dem des Mannes und man begann sich zu fragen, warum das so war. Die Antwort liegt auf der Hand: das Männliche ist die Norm, das Selbstverständliche, das nicht eigens thematisiert zu werden braucht, und die Frau ist das ‚Andere‘, das Nichtnormale, das Problematische. Diese Erkenntnis stellt die Grundlage für die Weiterentwicklung der Geschlechterdebatte etwa durch Butler dar, die im Zuge ihrer Fundamentalkritik die Gesetztheit aller Positionen hinterfragte und die konstruktiven Akte der

²⁷ Vgl. Judith Butler, *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, aus dem Amerikanischen von Karin Würdemann, Berlin 1993, 59.

²⁸ Butler, *Körper von Gewicht*, 60.

²⁹ Vgl. dazu die wegweisende Studie von Silvia Bovenschen, *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*, Frankfurt a. M. 1979.

Setzung in den Blick nahm.³⁰ Die frühe feministische Literaturwissenschaft hatte eigentlich kein Problem mit irgendwelchen Lücken: Autorinnen, Nichtautorinnen und Texte waren direkte Produkte der gesellschaftlichen Verhältnisse. Wie in der marxistischen Literaturwissenschaft wurden etwaige Lücken, die im blinden Fleck der eignen Wahrnehmung liegen, ideologisch geschlossen. Judith Butlers Ansatz ist für Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftler auch deshalb anschlussfähig, weil sie, die als Philosophin an einem Rhetorik-Department lehrt, von der performativen Materialität der Sprache ausgeht. Sie selbst hat in *Bodies that Matter* versucht, die Materialität der Körper über die Materialität des Signifikanten zu begründen. Auch hier geht es um die Schließung einer Lücke:

Die Materialität der Sprache, im Grunde die des Zeichens, das versucht, „Materialität“ zu bezeichnen, verdeutlicht, daß es nicht der Fall ist, daß alles, einschließlich der Materialität, immer schon Sprache ist. Die Materialität des Signifikanten (eine „Materialität“, die sowohl Zeichen als auch deren signifikatorische Wirksamkeit umfaßt) impliziert vielmehr, daß es keine Bezugnahme auf eine reine Materialität geben kann, außer auf dem Weg über Materialität. Man kann sich also nicht außerhalb der Sprache begeben, um Materialität an sich und von selbst zu begreifen; vielmehr vollzieht sich jedes Bemühen, auf Materialität Bezug zu nehmen, über einen signifikatorischen Prozeß, der in seiner Phänomenalität stets schon materiell ist. So gesehen sind also Sprache und Materialität nicht entgegengesetzt, weil die Sprache sowohl das ist als auch auf das verweist, was materiell ist, und was materiell ist, entgeht niemals ganz dem Prozeß, durch den es signifiziert wird.³¹

Die Lücke zwischen der gegenständlichen Welt und der Sprache wird mittels der rhetorischen Figur des Chiasmus geschlossen:

Sprache und Materialität sind gänzlich miteinander verfugt, chiasmatisch in ihrer wechselseitigen Abhängigkeit, aber nie völlig zur Deckung zu bringen, beziehungsweise aufeinander zu reduzieren; trotzdem geht auch keines von beiden jemals vollständig über das andere hinaus. Stets schon im anderen mitenthalten, immer schon über das andere hinausschießend, sind Sprache und Materialität niemals vollkommen identisch noch vollkommen verschieden.³²

Die Figur des Chiasmus, häufig durch ein **X** nach dem griechischen Buchstaben Chi in $\chi\alpha\sigma\mu\acute{o}\varsigma$ (dt. ‚Kreuzung‘) dargestellt, muss bei Butler als prozesshaft dynamisiert gedacht

³⁰ Auch die Mens' Studies setzen hier an; vgl. dazu Walter Erhart, *Familienmänner. Über den literarischen Ursprung moderner Männlichkeit*, München: Fink 2001; ders./Britta Herrmann (Hgg.), *Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit*, Stuttgart/Weimar: Metzler 1997.

³¹ Butler, *Körper von Gewicht*, 99. Literaturanalytisch produktive macht Butler ihren Ansatz beispielsweise in ihrer kritischen Lektüre von Willa Cathers Erzählung „Tommy the Unsentimental“ (1896) in *Körper von Gewicht*, 191-219.

³² Butler, *Körper von Gewicht*, 100.

werden, insofern als die sprachliche Materialisierung ein dauerhafter performativer Vorgang ist und die Materialität etwa des Körpers nur in der sprachlichen Adressierung gegeben ist. Aus dem X wird in dieser Perspektive ein

Aus rechtlichen
Gründen steht diese
Abbildung nicht im
Open Access zur
Verfügung

Die liegende Acht, die auch das Zeichen für ‚Unendlichkeit‘ ist, rückt die Notwendigkeit der permanenten diskursiven Materialisierung ins Bild, ohne die es keine Materialität gibt.³³

Dass Butlers Ansatz keine Einnahme einer politischen Position erlaube, wie ihr deutsche Frauenrechtlerinnen vorgeworfen haben, stimmt natürlich nicht. Gerade das Bewusstsein der Nichtnatürlichkeit aller Positionen, erlaubt, ja erfordert geradezu Positionierungen und politische Stellungnahme. Man kann sich entscheiden, Feministin zu sein, muss dies aber nicht tun, nur weil man eine Frau ist. Politische und gesellschaftliche Positionierung erfordert ein Wissen um die Kontingenz aller Positionen und eine bewusste Auseinandersetzung mit allen denkbar möglichen Positionen – und die bewusste Entscheidung für oder gegen etwas. Das ist eine in hohem Maße politische Angelegenheit.³⁴ Es ist offenkundig, dass Butler nicht nur von Foucault herkommt, sondern durchaus auch von dem dekonstruktiven Denken eines Jacques Derrida, mit dem sie den zeichentheoretischen Gedanken der Ursprungslosigkeit teilt. Diese im rhetorischen Sinne Figur der Ursprungslosigkeit überträgt Butler auf geschlechtliche, aber auch auf andere gesellschaftlichen Identitäten.³⁵ Man muss indessen zur Ehrenrettung von Derrida ergänzen, dass auch er auf der Grundlage seiner dekonstruktiven Zeichentheorie in seinen späteren Schriften ebenfalls immer wieder Bezug auf politische und gesellschaftliche Thematiken

³³ Vgl. dazu auch Martina Wagner-Egelhaaf, „Denken der Materie. Einführung“, in: *Materie. Grundlagentexte zur Theoriegeschichte*, hg. v. Sigrid G. Köhler, Hania Siebenpfeiffer und Martina Wagner-Egelhaaf, Berlin: Suhrkamp, 2013, 398-398, 397f.

³⁴ Wie politisch Butlers spätere Texte sind, zeigen u.a. Judith Butler, *Precarious Life. The Powers of Mourning and Violence*, London/New York: Verso, 2004 und Judith Butler, Gayatri Chakravorty Spivak, *Sprache, Politik, Zugehörigkeit*, aus dem Englischen von Michael Heitz und Sabine Schulz, Zürich: diaphanes, 2007.

³⁵ Auf die Frage „Was würden [S]ie einer Studentin oder einem Studenten raten, die noch nie ein Buch von Ihnen gelesen haben und anfangen möchten, sich mit Ihrer Theorie auseinanderzusetzen?“ antwortet Butler: „Ich glaube nicht, dass ich das überhaupt empfehlen würde. Ich würde ihnen raten, so viel Foucault wie möglich lesen, dann Derrida und dann die Geschichte der feministischen Theorie zu studieren. Aber vor allem würde ich sie drängen, zu lesen, was sie lieben und bei dieser Liebe zu bleiben, bis sich ein Denken entwickelt.“ Lars Distelhorst, *Judith Butler*, München: Fink, 2009, 118.

genommen hat. So sind die Positionen seines Europa-Essays von 1991 „L’autre cap“, der u.a. darauf hinweist, dass Europa sich in Verantwortung auf das zubewegen soll, „was nicht es selber ist“³⁶, heute in Anbetracht von massenhaft im Mittelmeer ertrinkenden Flüchtlingen aus Afrika aktueller denn je.

Im Übrigen ist auch die postkoloniale Theoriebildung ohne Derrida nicht zu denken. Wenn man Homi K. Bhabhas *The Location of Culture* liest, dann klingt einem bis in die Diktion hinein Derrida in den Ohren. Bhabhas Begriff der ‚Location‘, ins Deutsche übersetzt mit ‚Verortung‘ (*Die Verortung der Kultur* ist der Titel der deutschen Übersetzung), reflektiert ebenfalls den Vorgang einer Positionierung als politischen Akt auf der Grundlage des Wissens um ihre nicht-natürliche Bedingtheit und d.h. ihre soziale oder politische Konstruiertheit.³⁷

Nach dem Theorieboom der 1980er-Jahre zeichnete sich im folgenden Jahrzehnt allerdings eine gewisse Theoriemüdigkeit ab. Jedenfalls wollte man nach den oft sehr abgehobenen poststrukturalistischen Debatten wieder etwas Anderes und mehr Konkretes. Und Bhabhas Buchtitel kündigt es auch an: Es war die Zeit des bereits genannten ‚cultural turn‘. ‚Kultur‘ war das neue Paradigma; die traditionellen Geisteswissenschaften begannen sich nun in Kulturwissenschaften umzudefinieren, wobei der ‚Kultur‘-Begriff höchst vielfältig und schillernd war. Und da gab und gibt es auch sehr unterschiedliche und vielfältige Ansätze, angefangen von der ‚material culture‘-Debatte³⁸ über die ‚Kultur als Text‘-Diskussion³⁹, den New Historicism⁴⁰ und, darauf aufbauend, die kulturpoetische Text-Kontext-Analyse.⁴¹ Es ging um Kultur, dezidiert nicht um Gesellschaft. Das roch wohl noch zu sehr nach Sozialgeschichte und 68. Und man wollte etwas Neues und Anderes, obwohl Stephen Greenblatt, der Gründungsvater der Kulturpoetik, auch von der Zirkulation sozialer Energie gesprochen hat und dabei historische Beziehungen zwischen Kunst und Gesellschaft

³⁶ Jacques Derrida, „Das andere Kap“, in: ders., *Das andere Kap. Die vertagte Demokratie. Zwei Essays zu Europa*, aus dem Französischen von Alexander García Düttmann, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1992, 9-80, 24; vgl. 17.

³⁷ Vgl. Homi K. Bhabha, *The Location of Culture*, New York: Routledge, 1994; *Die Verortung der Kultur*, aus dem Englischen von Michael Schiffmann und Jürgen Freudl, mit einem Vorwort von Elisabeth Bronfen, Tübingen: Stauffenburg, 2000.

³⁸ Vgl. Gisela Ecker, Susanne Scholz (Hg.), *Um Ordnungen der Dinge*, Königstein/Ts.: Ulrike Helmer, 2000; Gisela Ecker, Claudia Breger, Susanne Scholz (Hg.), *Dinge. Medien der Aneignung – Grenzen der Verfügung*, Königstein/Ts.: Ulrike Helmer, 2002; Sigrid G. Köhler, Jan Christian Metzler, Martina Wagner-Egelhaaf (Hg.), *Prima Materia. Beiträge zur transdisziplinären Materialitätsdebatte*, Königstein/Ts.: Ulrike Helmer, 2004.

³⁹ Vgl. Bachmann-Medick (Hg.), *Kultur als Text*, Tübingen: A. Francke, 2005 (zuerst 1996).

⁴⁰ Vgl. Moritz Baßler (Hg.), *New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*, mit Einleitung und Auswahlbibliographie, Tübingen: A. Francke, 2001.

⁴¹ Vgl. Moritz Baßler, *Die kulturpoetische Funktion und das Archiv. Eine literaturwissenschaftliche Text-Kontext-Theorie*, Tübingen: Francke, 2005.

im Blick hatte.⁴² Das Verhältnis von Gesellschaft und Kultur wurde jedoch nicht systematisch thematisiert und zwischen den Paradigmen besteht bis heute eine Lücke bzw. eine Inkommensurabilität. Selbstredend ist Kultur immer auch gesellschaftlich und Gesellschaften können als Kulturphänomene adressiert werden. Doch ist dies ein sehr allgemeiner Befund, der zu konkretisieren ist; insbesondere muss genauer nachgefragt werden, welche Kultur- und Gesellschaftsbegriffe ins Verhältnis zu setzen sind.

Neben den aufgezeigten Entwicklungen und Verschiebungen ist noch ein Solitär zu erwähnen, der scheinbar unbeeindruckt von allen akademischen Modeströmungen seit den 1960er Jahren bis zu seinem Tod 1998 seine eigene Theorie entwickelte und ein Buch nach dem anderen über die verschiedenen gesellschaftlichen Funktionssysteme veröffentlichte: Niklas Luhmann und seine Systemtheorie. Auf *Die Wirtschaft der Gesellschaft* 1988 folgte 1990 *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, 1993 *Das Recht der Gesellschaft*, 1996 *Die Realität der Massenmedien*, 1997 *Die Kunst der Gesellschaft*, 2000 *Die Politik der Gesellschaft* und *Die Religion der Gesellschaft*, 2002 *Das Erziehungssystem der Gesellschaft* und schließlich 2008 mit Detlef Horster *Die Moral der Gesellschaft*. Für die Literaturwissenschaft hatte und hat die Systemtheorie großes Anregungspotenzial. Die abstrakte Betrachtung der Gesellschaft als ein System von Funktionssystemen mit klaren, zweiwertigen Codes, die starke Profilierung der Beobachterposition, die sich ihrer blinden Flecken bewusst ist und diese als re-entry wieder in das System einträgt, versprochen einen klaren, theoriegeleiteten Blick auf die chaotischen und unübersichtlichen Bereiche von Literatur und Gesellschaft. Niels Werbers und Ingo Stöckmanns kesse systemtheoretische Antwort auf Foucaults rhetorische Frage, was ein Autor sei, „Das ist ein Autor! Eine polykontexturale Wiederauferstehung“⁴³, zeigt das Potenzial des Ansatzes, nämlich das Zusammenspiel unterschiedlicher Funktionen von Autorschaft in verschiedenen gesellschaftlichen Systemen vor Augen zu führen. Für die Textanalyse selbst hat sich die Systemtheorie als weniger handhabbar erwiesen, zumal Luhmann auch keinen expliziten Literaturbegriff hat. Literatur ist für Luhmann ein Teil des Kunstsystems. Sein Kunstbegriff folgt überdies sehr konventionellen, am Geniegedanken und der Vorstellung von künstlerischer Originalität und Einzigartigkeit orientierten Vorgaben und seiner Systemtheorie liegt doch letztlich ein sehr einfacher Entwicklungs- und Fortschrittsgedanke zugrunde.

⁴² Vgl. Stephen J. Greenblatt, *Shakespearean Negotiations: The Circulation of Social Energy in Renaissance England*. Berkeley: University of California Press, 1989; ders., *Learning to curse. Essays in Early Modern Culture*, New York: Routledge, 1990.

⁴³ Vgl. Niels Werber/Ingo Stöckmann, „Das ist ein Autor! Eine polykontexturale Wiederauferstehung“, in Henk de Berg/Matthias Prangel (Hgg.), *Systemtheorie und Hermeneutik*, Tübingen/Basel: Francke, 1997, 233–259.

Indessen ist auch die Literatursoziologie nicht zu einem Ende gekommen. In den letzten Jahren wird die Feldtheorie des französischen Soziologen Pierre Bourdieu auch in der deutschen Literaturwissenschaft stärker rezipiert. Sein Werk *Les règles de l'art. Genèse et structure du champs littéraire* ist bereits 1992 erschienen, auf deutsch dann 1999 unter dem Titel *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes*. Bourdieu untersucht hier die Ausbildung des literarischen Felds im Frankreich des 19. Jahrhunderts als ein Feld der kulturellen Produktion und Rezeption. Er hat dabei insbesondere die Entwicklung eines spezifischen Kunst- und Literaturbegriffs im Blick, nämlich die Vorstellung des autonomen Kunstwerks (,art pour l'art'), die paradoxerweise von Autoren, Künstlern, Verlegern und selbstverständlich auch von Lesern in einer Zeit propagiert wird, in der Kunst und Literatur zu Gütern eines sich dynamisierenden Marktes werden. Es geht Bourdieu darum, wie er selbst schreibt, die „gesellschaftliche Entstehung des literarischen Feldes zu verstehen“⁴⁴. Konkurrenz und Kampf um Anerkennung sind die treibenden Kräfte in der Konstitution des ‚Feldes‘ – eine Kategorie, die paradigmatisch für den Bourdieu'schen Ansatz steht. Das ist natürlich sowohl Gesellschaftstheorie als auch Literaturtheorie: Gesellschaftstheorie als Theorie der Literatur, aber auch Literaturtheorie als Theorie der Gesellschaft. Bekanntlich setzt Bourdieu mit einer Analyse von Flauberts Roman *L'éducation sentimentale* (1867) ein, indem er im Text die Positionierungen und Platzierungen der Akteure im Feld der Macht verzeichnet. Im Fortgang der Analyse wird eben jenes gesellschaftliche und literarische Machtfeld beschrieben, das diesen Roman hervorgebracht hat. Dieser doppelte Blick erlaubt Bourdieu gleichsam in Form einer argumentativen Schleife die Überbrückung der Lücke zwischen Text und Gesellschaft, wobei der Text freilich nur in seiner inhaltlichen Dimension wahrgenommen wird. Einer eher textorientierten Literaturwissenschaft mag dies als lückenhaft erscheinen. Diese Schleifenfigur, die einerseits das Gesellschaftliche aus dem Text herausholt und andererseits den Text in das Gesellschaftliche hineinstellt, nimmt bei Bourdieu, indem er beide Perspektiven ineinander übergehen lässt, die Gestalt des Möbiusbandes an.

Aus rechtlichen Gründen steht
diese Abbildung nicht im Open
Access zur Verfügung

⁴⁴ Pierre Bourdieu, *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes*, übers. v. Bernd Schwibs und Achim Russer, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1999, 15.

Abschließend sei noch ein weiterer soziologischer Ansatz angesprochen, der an die Türen der Literaturwissenschaft, aber nicht nur dieser, pocht und auch schon Einlass gefunden hat: die Akteur-Netzwerk-Theorie Bruno Latours. Der französische Soziologie hat das Konzept 2005 in *Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory* zusammenfassend vorgestellt. Latour wendet sich gegen die Vorstellung von ‚sozial‘ als ‚stabilisierter Sachverhalt‘, als „ein Bündel von Bindungen, die später wieder herangezogen werden können, um ein anderes Phänomen zu erklären.“⁴⁵ Es geht ihm um nichts Geringeres als eine Neubegründung der Soziologie und um eine kritische Revision ihres modernisierungstheoretischen Progressivitäts- und Totalitätsanspruchs. Dass es ‚das Soziale‘ als solches gibt, leugnet er gut poststrukturalistisch erzogen. ‚Gesellschaft‘ ist dementsprechend nicht der Kontext oder Rahmen, „in dem‘ sich alles abspielt“, sondern „eher [...] eines der vielen verknüpfenden Elemente [...], die innerhalb sehr dünner Leitungen zirkulieren.“⁴⁶ Für Latour bezeichnet „sozial“ kein Ding unter anderen Dingen, wie etwa ein schwarzes Schaf unter weißen Schafen, sondern einen *Verknüpfungstyp* zwischen Dingen, die selbst nicht sozial sind.⁴⁷ Das Soziale nach Latour ist also kein abgesonderter Bereich neben dem Politischen, dem Ökonomischen, dem Künstlerischen etc., sondern, wie er es nennt, „eine sehr eigentümliche Bewegung des Wiederversammelns und erneuten Assoziierens“⁴⁸. Aus Soziologie wird gewissermaßen „Assoziologie“⁴⁹. Das klingt irgendwie dekonstruktiv, soll es aber nicht sein, denn es geht um ein Neu-Verbinden, ein Wiederversammeln dessen, was in der rationalistischen Epistemologie künstlich getrennt wurde. So wenig konsensfähig Latour für eine Soziologie des Sozialen, wie er selbst die klassische Soziologie nennt, ist, so affin erscheint der Ansatz aus der Perspektive einer texttheoretisch geschulten Literaturwissenschaft, die geneigt ist, mit Latour der zeichenhaften Versammlungsfähigkeit des literarischen Textes per se Sozialität zuzusprechen. Dies zu behaupten ist ein Leichtes, es am konkreten Beispiel auch argumentativ zu begründen die Herausforderung. Jedenfalls stellt das Netzwerk in seiner unregelmäßigen Figuration von Verbindungen und Löchern, das auch bereits Foucaults Dispositivbegriff zugrundeliegt, aber als ‚Rhizom‘ bereits bei Deleuze und Guattari vorgedacht war,⁵⁰ die Denkfigur der Zusammenführung des Inkommensurablen dar.

⁴⁵ Bruno Latour, *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*, aus dem Englischen von Gustav Roßler, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2007, 9.

⁴⁶ Latour, *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft*, 15f.

⁴⁷ Latour, *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft*, 17.

⁴⁸ Latour, *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft*, 19.

⁴⁹ Latour, *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft*, 23.

⁵⁰ Vgl. Gilles Deleuze, Félix Guattari, *Rhizom*, Berlin: Merve, 1977.

„Literaturtheorie als Theorie der Gesellschaft“ scheint also eine Vielzahl von Brückenkonstruktionen zu ermöglichen. Man sollte allerdings die Rede von „Lücken“ und „Brücken“ nicht zu wörtlich nehmen und d.h. vor allem auch, sie nicht im statischen Sinn begreifen. Wenn man sie in ihrer performativen Aufeinanderbezogenheit dynamisiert, d.h. auch die Lücken als erst im Akt des Brückenschlags konstruiert erkennt, bietet sich vielleicht tatsächlich die Figur der Schleife an, die bei Butler als Chiasmus auftritt und die auch in der Beschreibung, wie bei Bourdieu einerseits der literarische Text gesellschaftliche Zusammenhänge zu lesen gibt, andererseits aber auch selbst ein Erzeugnis dieser Zusammenhänge ist, in der Form des Möbiusbands die Verhältnisse verdeutlicht. Die Schleife ist möglicherweise ein probates Modell, das hilft, unterschiedliche Bereiche, wie Sprache und Wirklichkeit oder Literatur und Gesellschaft ins Verhältnis zu setzen. Dabei muss es freilich konzeptuelle Überschneidungen geben. D.h. die Wirklichkeit muss in einem Maß, das nicht weiter qualifiziert zu werden braucht, als sprachlich konstruiert anerkannt werden wie umgekehrt die Sprache als Teil der Wirklichkeit gesehen werden muss. Entsprechend ist die Literatur Teil der Gesellschaft und die Gesellschaft Teil der Literatur. Allerdings ist diese Form des Möbiusbands nach M.C. Escher bzw. der „seltsamen Schleife“ im Sinne von Douglas Hofstadter⁵¹, wo Anfang und Ende unendlich ineinander verschränkt sind, wohl doch zu idealtypisch abstrakt und wirklichkeitsfern. Vielmehr wäre eher an eine verfilzte Struktur mit offenen bzw. losen Enden zu denken.⁵² Die Regelungstechnik kennt die offene Schleife, die eine Verkettung von System und Rückkopplung, bevor es zum Schließen des Kreislaufs kommt, darstellt. Rückkopplung wäre in der Denkfigur der offenen Schleife als Moment der Reflexion zu konstruieren, das zwar auf Schließung bedacht ist, aber um seine blind spots weiß. Sie trägt allerdings einer gewissen Unschärfe Rechnung, die indessen, wie Klaus-Michael Bogdal dargelegt hat, für wissenschaftliche Erkenntnis durchaus fruchtbar sein kann.⁵³ Die Figur der offenen performativen Schleife wäre zudem als eine Figur zu denken,

⁵¹ Vgl. Douglas R. Hofstadter, *Gödel, Escher, Bach: an Eternal Golden Braid. A metaphorical fugue on minds and machines in the spirit of Lewis Carroll*, Hassocks: Harvester Press, 1979, 684-742; ders., *Ich bin eine seltsame Schleife*, aus dem Amerikanischen von Susanne Held, Stuttgart 2008.

⁵² Über literaturtheoretisch „Verfilztes“ vgl. auch Martina Wagner-Egelhaaf, „Literaturgeschichte als operative Fiktion“, in: *Literaturgeschichte. Theorien – Modelle – Praktiken*, hg. v. Matthias Buschmeier, Walter Erhart und Kai Kauffmann, Berlin/Boston: de Gruyter 2014, 86-100.

⁵³ Vgl. Klaus-Michael Bogdal, „Anleitung zum Erlernen des Ungenauen. Die Leistung ‚weicher‘ Theorien in den Geisteswissenschaften“, *Textpraxis. Digitales Journal für Philologie*, 6 (2013) (www.uni-muenster.de/textpraxis/klaus-michael-bogdal-anleitung-zum-erlernen-des-ungenauen) (urn:nbn:de:hbz:6-88399573314) (22.08.2014); vgl. auch die Kategorie der ‚Unbestimmtheit‘, die Albrecht Koschorke im Anschluss an Jurij Lotman als „funktionelle[n] Bestandteil des Kommunikationsuniversums“ stark macht (Albrecht Koschorke, *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie*, Frankfurt a. M.: Fischer, 2012, 125). „Jeder Zeichentransfer, jede kulturelle Kommunikation, sogar jede Verständigung enthält einen Rest, der nicht ‚aufgeht‘, der mehrdeutig oder vage bleibt“, schreibt Koschorke und kommt bemerkenswerterweise auf den Begriff der ‚fuzzy logic‘ aus der Steuerungstechnik zu sprechen. „Nicht *obwohl*,

die immer neue Anläufe nimmt und nicht immer in den gleichen Bahnen verläuft. Und sie impliziert, dass sich die in Beziehung gesetzten Elemente, im vorliegenden Fall Literatur bzw. Literaturtheorie und Gesellschaft bzw. Gesellschaftstheorie im Wechselblick aufeinander verändern und dass sie nach der Relationierung nicht mehr das sind, was sie vorher waren. Und schließlich: Die Schleife lässt das Denken nicht mehr bei dem beginnen, was Literatur und Gesellschaft (vermeintlicherweise) ‚sind‘, sondern da, wo diese einander wechselseitig in den Blick nehmen. In diesem Sinn hat denn doch die scheinbar so gesellschaftsferne Dekonstruktion gelehrt, mit dem Denken *zwischen* den Positionen anzusetzen und die ins Verhältnis gesetzten Felder als permanente Produktionen zu betrachten.

sondern *weil* die Individuen in einen Raum des Diffusen hinein kommunizieren, sind Gesellschaften einigermaßen integrierte Gebilde.“ Sollte dies nicht erst recht für das interdisziplinäre Gespräch und die Produktivität des Ansatzes, literaturtheoretisch über Gesellschaft bzw. gesellschaftstheoretisch über Literatur nachzudenken, gelten?